

mumu Archiv Museum MuttENZ



Jeremias Gotthelf

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that Nature might stand up
And say to all the world:
This was a man!

Shakespeare.

Sauft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkündet:
Das war ein Mann!



Jeremias Gotthelf
Ausgewählte Werke

Illustrierte Prachtausgabe

Nach dem Originaltexte neu herausgegeben

von

Prof. Otto Sufermeister

Vorwort von Dr. A. Schenk, Mitglied des schweiz. Bundesrates

Mit zweihundert Illustrationen

von

A. Anker, H. Bachmann, M. Wigier



Chang-de-Fonds
Verlag von F. Bahn

Buchdruckerei Michel & Bächtler, Bern



Vorwort.



Einer Einführung des Jeremias Gotthelf, des trefflichen schweizerischen Volkschriftstellers, bei dem deutschen Publikum bedarf es nicht mehr. Seine Werke sind aus dem bernischen Emmenthale, in welchem sie entstanden sind, und aus dem engern heimatlichen Kreise, für den sie zunächst geschrieben waren, längst hinausgetreten und bekannte und anerkannte Größen der deutschen Litteratur geworden.

Über Generation folgt auf Generation. Jedes Jahr treten neue Schriftsteller auf den Plan und nehmen mit ihren mehr oder weniger guten Erzeugnissen die Aufmerksamkeit der jetzt lebenden so in Anspruch, daß allmählich in weiten Kreisen von hervorragenden Meistern vergangener Jahrzehnte zwar der berühmt gewordene Name erhalten bleibt, die Bekanntheit mit ihren Werken aber mehr und mehr eine beschränktere wird.

Solche Werke durch entsprechende Neuausgabe den jungen Generationen wieder nahe zu legen, ist deshalb je und je ein gutes, verdienstvolles Unternehmen.

So begrüßen wir denn dankbar unsern Jeremias Gotthelf in der neuen Fassung, wie er uns durch die Bemühungen des jungen schweizerischen Herausgebers F. Zahn in La Chaux-de-Fonds geboten wird.

Namhafte Künstler haben zu einer würdigen Ausstattung beigetragen. Ihre bildlichen Darstellungen sind nicht Illustrationen gewöhnlicher Art, sondern echt künstlerische Werke, die schon als solche dauernden Genuß gewähren.

Möge das schöne Buch in vielen Familien unseres Vaterlandes und so weit die deutsche Zunge reicht, Einkehr halten. Was Jeremias Gotthelf uns Alten war, ein frischer Quell, an welchem wir Sinn, Herz und Gemüt erquickten, das wird er auch den jungen Generationen sein überall, wo des Lebens Mühen und Sorgen noch stille Stunden übrig lassen.

Dr. K. Schenk, Bundesrat.

Zur Orientierung.



In der vorliegenden Ausgabe der Gotthelf'schen Meisterwerke erhält der Leser nicht etwa eine sogenannte „Bearbeitung“. Eine solche lag uns ferne einem Schriftsteller gegenüber, welchen Gottfried Keller „ohne alle Ausnahme das größte epische Talent“ genannt hat, das seit langer Zeit gelebt. Was von uns geboten wird, ist vielmehr eine Vereinigung, und zwar nach zwei Richtungen. Wir nahmen nämlich überall die erste, ursprüngliche Lesart auf, den unverfälschten Originaltext im Gegensatz zu den späteren, für Deutschland speciell berechneten Ausgaben und zu den vielfachen Nachdrucken. Dies die eine Vereinigung. Die andere betrifft ausschließlich Kürzungen im Sinne von Ausschreibungen, nicht etwa Zusammenziehungen. Und hiervon haben wir Rechenschaft zu geben.

Vorerst hielten wir mit der gewissenhaftesten Pietät an dem Grundsatz fest, daß nicht die kleinste Abänderung vorgenommen werden dürfe, weder hinsichtlich des Inhaltes, noch des sprachlichen Ausdruckes, und daß ebenso jede Art von Zuthat unterbleiben müsse; nur weniges Sprachliche und Sachliche, was außerhalb des Kantons Bern kaum oder gar nicht verstanden würde, haben wir im Text selbst, in möglichst wenig störender, kurzer Fassung — in Parenthesen — erklärt. Also nichts „verbessert“! Gotthelf selbst scheint zwar die Berechtigung zu gewissen „Verbesserungen“ anzuerkennen, wenn er einem Freunde schreibt: „Daß ich in formeller Hinsicht ganz besondere Mängel habe, weiß ich wohl; ich habe keine schriftstellerische Bildung. Die technische Fähigkeit, die Auswüchse erkennt und das Ganze glättet, habe ich durchaus nicht“. Allein über solche Selbstbescheidung stellen wir doch weit das Urtheil Jakob Grimms, des großen deutschen Sprachforschers, welcher fand, durch Gotthelf sei die hochdeutsche Sprache nicht nur um so manchen glücklichen Ausdruck, so manches kühne Bild, so manchen herrlichen und stark ausgeprägten, wie in Metall gegrabenen Gedanken reicher geworden; es habe unser Dichter der deutschen Sprache auch einen unschätzbaren Dienst dadurch geleistet, daß er sein heimathliches Idiom nicht bloß zum ersten Mal — wenigstens in größeren Werken — in die Schriftsprache eingeführt, sondern dasselbe in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, Originalität und Kraft entfaltet und auf immer fixiert habe.

Über nun unsere Ausschreibungen?

Mit diesen trugen wir einfach der berechtigten Kritik Rechnung, welche von jeher gewisse unleugbare Mängel in Gotthelf's Schriften konstatierte, und zwar mit allem Einmuth sowohl im Vaterlande des Autors selbst, als im Auslande. Als solche Mängel waren erkannt und gerügt worden:

1. Langatmige Betrachtungen und episodische Abschweifungen, welche den Gang mancher Erzählung unnötig aufhielten und den Leser nur ermüdeten.

2. Anspielungen auf Persönlichkeiten und Verhältnisse, namentlich partei-politischen Charakters, welche im Laufe der Zeit alles Interesse oder gar alles Verständnis verloren.

3. Rohheiten und Cynismen, welche nicht mehr zu den bloßen unumgänglichen Verbheiten des volkstümlichen Wesens gezählt werden durften, sondern vielmehr entschieden das Maß einer gesunden Realistik überschritten und nur dazu angethan waren, die wünschbare weitere Verbreitung der Gotthelf'schen Schriften in allen Kreisen und Schichten des lesenden Publikums, zumal in der Familie, zu erschweren oder geradezu zu verunmöglichen.

Wir könnten Bogen füllen mit Ausführungen bezüglichlicher Urtheile der berufensten Kritiker des In- und Auslandes; wir könnten dasselbe thun mit Nachweisen aus Gotthelf, wie berechtigt jene Kritik war und ist. Wir verzichten auf beides in dem frohen Vertrauen, daß alle gründlichen Kenner Gotthelfs unser Verfahren gutheißen werden und daß es uns gelungen, das, was an diesem genialen Mann wahrhaft groß und unvergänglich, nunmehr nur in um so helleres Licht gerückt und der Nachwelt unsern Gotthelf nicht verflümmelt, sondern in reiner Gestalt, in dem edeln Kern seines Wesens dargestellt zu haben; zumal dem Verleger die Lösung der Aufgabe, welche er sich schon im Anfange seiner buchhändlerischen Laufbahn gestellt hat, glücklich gelungen ist, durch Mitbetheiligung unserer berufensten schweizerischen Künstler jene wunderbare Verschmelzung von Ideal und Wirklichkeit, welche Gotthelf zu unserem größten Volksschriftsteller stempelt, auch im eigentlichsten Sinne des Wortes zur Anschauung zu bringen. Wir hoffen, jenen Wunsch, welchen Dr. J. Manuel in seiner Monographie „Albert Bisius, Berlin 1861“, und J. Ammann in der „Sammlung bernischer Biographien, 1886“, ausgesprochen, seiner Verwirklichung wesentlich näher gebracht zu haben: „Die Schriften Gotthelfs sollten noch viel mehr von allen Ständen gelesen werden. Väter und Mütter, Kinder und Alte, Lehrer, Ärzte und Theologen, Bauern und Gewerbsleute werden aus ihnen Genuß und Belehrung ziehen. Sie sind durch und durch gesunde Kost für jedermann und können nie entzittlichenden Einfluß haben. Sie üben auf Jeden, der sie mit Verständnis liest, eine erhebende und anregende Wirkung. Es herrscht unter denen, welche Träger der Ideen des Verfassers sind, ein eminent tüchtiger Sinn, ein wahrhaft christlicher Geist, der zu allen Zeiten die Grundlage bilden wird für unsere Volkswohlfahrt. Wir gehen von der Lektüre dieser Schriften weg, nicht bloß mit Lust an jede Arbeit, was immer ein Kennzeichen gesunder Bücher ist, sondern fühlen, von ihnen angeregt, gleichsam neue Fittige, unser Leben mit frischem Sinn neu zu ordnen und zu gestalten und mit dem Pfunde zu wuchern, welches Jedem, dem Kleinsten wie dem Größten, anvertraut ist.“

Der Herausgeber.

Jeremias Gotthelf

Leiden und Freuden

eines

Schulmeisters

Nach dem Originaltexte neu herausgegeben

von

Prof. Otto Sutermeister

Illustriert von A. Anker

Zweite Auflage

Erster Teil



Chaug-de-Fonds
Verlag von F. Bohn



Mein Vater arbeitete auch brav (S. 5).





Pfarrhaus von Lützelshöh.

1. Kapitel.

Von Vater und Mutter.



ein Vater war ein magerer, blasser Mann, von Profession ein Weber. Alle Winter hatte er den Husten; und wenn der Winter acht Monate dauerte wie im Jahre 1836, in welchem es nur während vier Monaten nicht geschneit hat, so hustete er auch acht Monate lang. Meine Mutter war eine Frau, wie man sie auf dem Lande zu Tausenden sieht, nicht groß, nicht klein, ohne besondere Merkmale, aber mit vor der Zeit verwiterten Zügen; am Sonntag oder wenn sie das Haus verließ und gewaschen und gekleidet war, nicht eben häßlich, in der Woche aber und zu Hause oft einem Haghuri ähnlicher als einem Menschen. Sie bejaßen ein kleines Heimwesen, auf welchem man in guten Jahren eine Kuh und einige Schafe mühselig durchbringen konnte, wenn man alle Apfel- und Erdäpfel-Schindti sorgsam zu Rate zog. Korn konnte man wenig pflanzen, aber gar viel hielten sie auf G'pünst, weil der Vater ein Weber und die Mutter eine Frau war, d. h. weil sie sich gerne rühmte, so und so viel Flachß und Ryste gemacht zu haben. Das war dem Lande kein Nutzen, es blieb um so magerer. Und daß man umjomehr Brot kaufen mußte, rechnete man nicht; sparte es aber gar ängstlich. Es war zudem ein Gütchen, auf

welchem die guten Jahre selten waren, besonders wenn man es nicht recht düngen konnte, sondern der natürlichen Fruchtbarkeit das Gedeihen überlassen mußte. Jener Ländler (aus den Waldstätten) meinte auf die Frage, ob sie viel Heu gemacht: Wo man brav gemistet, hätte es viel Heu gegeben; wo man es aber nur dem lieben Gott überlassen, wäre nichts gewesen. Diese Antwort scheint gottlos zu sein, sie enthält aber den tiefen Sinn, daß Gott nichts thut, wozu er dem Menschen Mittel und Kräfte gegeben, es selbst zu machen. Es lag an eines Waldes Saum, hatte steinigten Boden, viel Schatten, war uneben und wasserlos, bis an das Abwasser vom Hausbrünnchen, das aber in trockenen Jahren einen Wasserstrahl hatte, kaum wie eine Eismernadel. Es gingen einmal fremde Reisende, während man im Dorfe ihre Pferde fütterte, spazierend bei uns vorbei. Als sie in den Baumgarten kamen, wo die Bäume so schön grau und grün unter ihrem Moose und zwischen den Misteln hindurch guggten, und zum Häuschen, das halb blind hinter seinen papierenen Fenstern sich schämte und sein strohloses Dach mit allerlei Pflanzen und Trümmern bedeckt hielt, halb versteckt in den Bäumen und im Schatten des Waldes — meinten sie: das sei hier doch gar zu romantisch. Ich verstund den Ausdruck nicht, hielt es aber für ein Spott- und Hohnwort und hegte hinter dem Tennsthör hervor unsern Spitz auf sie. Daß es nicht besser aussah, hatte seine zwei guten Gründe.

Mein Vater hatte das Gütlein nicht schuldenfrei, sondern er mußte alle Jahre fünfzig Kronen Zins haben auf demselben. Sein Vater war schon schuldig gewesen. Und er wurde noch mehr schuldig, weil er seinen Schwestern herausgeben mußte. So häufte sich von Geschlecht zu Geschlecht die Schuldenlast an. Gewiß ist aber auch niemand gedrückter als der Besitzer eines kleinen verschuldeten Heimwesens, er mag ein Handwerk haben oder keins; der hängt sein Leben lang zwischen Tod und Leben, kann nicht leben, kann nicht sterben, wenn er auch noch so fleißig ist. Die gemeinen Lasten sind im Verhältnis größer als bei größern Gütern, Verbesserungen lassen sich weniger anbringen, auch hat man nicht die Mittel dazu; was gepflanzt wird, muß in's Haus gebracht werden; man bleibt hungrig dabei und muß noch dazu kaufen. Hat man kein Handwerk, so gibt es keinen Nebenverdienst und der Zins kann nicht ausgebracht werden; hat man ein Handwerk und ist nicht sehr geschult, so pfuschet man auf dem Gut und im Handwerk, treibt keines recht und kommt auch nirgends hin. So mußte auch bei uns allem aufgeboten werden, um den jährlichen Zins aufzubringen; auf Verbesserungen oder gar Verschönerungen hatte man nichts zu verwenden, nicht einmal auf die nötigen Reparaturen. Und weil man kleinen Schaden nicht ausbesserte zur rechten Zeit, so wurde er groß, und um ihn zu heilen, mußte man neue Schulden machen.

Wer für sein Dach z. B. zur rechten Zeit zehn Kreuzer schcut, der kann später zehn Louisd'or rüsten. Aber das bedenken wenige; sie fühlen nur den Geldklamm,

in dem sie sind. Mein Vater hielt sein Handwerk für die Hauptsache, und es war ihm in der Seele zuwider, wenn er außer seinem Webkeller etwas thun sollte; dann konnte ihm niemand etwas recht machen. Die Frau und später die Kinder sollten alles besorgen, und das ist der zweite Grund, warum es nicht besser ausjah. Man kann sich denken, wie es zugeht, wenn eine Frau, die entweder Kindbetterin oder schwanger ist, alles in allem thun muß: Kinder säugen oder hüten, Schweine mästen, Rüche füttern, für Menschen kochen, pflanzen, begießen, jäten, nähen, drehen, spinnen; und wie es ihr sein muß, wenn sie nirgends kommen (nachkommen) mag, weder mit der Arbeit noch mit dem Gelde; wenn sie manchmal in die Erde sinken möchte vor Mattigkeit und Müdigkeit mit ihren geschwollenen Beinen, und dazu ein Kind hier schreit, das andere dort, und der Mann mit sauern Augen sie fragt: warum das noch nicht gemacht sei und jenes nicht, und wann man doch einmal essen könne und warum sie die Kinder brüllen lasse?

Und wenn sie zu diesem allem nichts brauchen soll, nichts anschaffen darf und über jeden Kreuzer ein endloses Gefrägel ist, und der Mann keinen Verstand hat über einen Hausbedarf, sondern nur den jährlichen Zins von fünfzig Kronen im Sinn und Kopfe hat, so kann man denken, wie böse eine solche Frau hat. Das ist wahr: er selbst arbeitete auch brav. Allein entweder war er nicht besonders geschickt oder unglücklicher Art — er kam nicht weit. Früher hatte er Garn gekauft und auf eigene Rechnung gewoben für die Händler, allein das wollte nicht gehen. Und wenn er auf dieses Kapitel kam, so konnte er nicht aufhören zu schimpfen über die Ungerechtigkeit in der Welt. Je ärmer man sei, meinte er, desto mehr hätte man nötig zu lösen. Aber das sei gerade umgekehrt, die Reichsten lösen aus ihren Sachen am meisten. So ein Händler oder Handelsherr sehe es einem auf hundert Schritte an, ob man Geld nötig hätte; und am schlimmsten darin sei der lange Christ und gebe einem sicher einen halben oder einen ganzen Bierer weniger für die Elle, als wenn man kein Geld nötig hätte. Da werde man gedreht, daß einem die Augen übergehen und man nur noch sehen könne, wie sie Einem, der es nicht so nötig hätte, mehr geben für sein Tuch, das doch nicht so gut sei. Doch das sei noch nicht alles. Wenn man glaube fertig zu sein und sein geringes Profitchen am Schermen zu haben, so müßte es gar nicht zu machen sein, wenn sie einem nicht noch einen Abzug zu machen wüßten, entweder für die Fehler im Weben oder für Bleifäden oder für irgend etwas, an das das arme Weberchen nicht gedacht, das er sich aber mit blutendem Herzen müßte gefallen lassen, weil er halt nichts anders zu machen wüßte und mit solchen Großgründe nicht prozedieren könne.

Wenn diese wüßten, wie manchmal das arme Weberlein in seinem feuchten Keller bei seiner mühseligen Arbeit bei Kreuzer und Pfennig ausrechnet, was es lösen sollte, und wie es eben so oft seinen Gewinn gegen seine Schulden hält oder seine Bedürfnisse, und das Schifflein emfiger fliegt, weil ihm angst wird, es möge

Keines seufzte, um des Andern willen; aber jedes dachte in schwerem Harm an das Kinderbettli und die fehlenden Erdäpfel. Diese zweifache Not sauste uns in den Ohren, flimmerte uns vor den Augen. Wir rangen nach Trost, aber wir fanden keinen. Wir sahen das Lämpchen nicht düsterer brennen, wir hörten die Hausthüre nicht girren; aber wir merkten, daß aus der leise geöffneten Stubenthüre eine Gestalt auf uns zuschritt durch den düstern Hintergrund der Stube. Ehe wir sie erkannten, sprach die wohlbekannte Stimme des Pfarrers: „Puget das Licht und frenet Euch! Gestern erkannte der Große Rat Euch jährlich 150 Pfund als Staatsbeitrag zu, Eure gegenwärtige Besoldung bleibt. Den Vernünftigen ist nun einsteuerten geholfen.“

Wir saßen da wie eingewurzelt. Wie die Sonne mit dem Nebel ringen muß, ehe sie die Erde erleuchten kann, so mußten diese Worte ringen mit unserm Gram, ehe ihr Sinn zum Bewußtsein kam und aufflammte in unsern Seelen.

Da faltete mein Weib die Hände, und die nassen Augen hob es auf, und mit bebender Stimme betete es: „Ach Gott! v'rgib is doch, daß m'r di vergeße, daß m'r wieder so kummeret hei. M'r wey's nie meh thue. Was du an is thuest, m'r wey's nie v'rgesse, m'r v'rdiene's nit. Ach, mir sy bösi, bösi Lüt; mir wey besser werde; aber we m'r di noch meh v'rgesse hätte, su straf is, aber v'rgiß du is nit!“

Und „Amen!“ sprach der Pfarrer.



Grab Jeremias Gotthelfs auf dem Friedhof von Lützelstüh.



Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

	Seite
1. Kapitel. Von Vater und Mutter	1
2. " Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten	8
3. " Wie ich um mein Kronprinzentum komme	20
4. " Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde	24
5. " Wie ich auch um dieses Prinzentum komme	56
6. " Wie das Vaterhaus mir zum Diensthaus gemacht wird	43
7. " Wie ein alter Freund einen Ausweg zeigt und es mit mir ins Schulmeisteramt geht	48
8. " Der Abschied	55
9. " Wie es mir als Schulmeister-Assistenten erging	60
10. " Wie ich nach Brot und endlich auf die Stöcke gehe	69
11. " Wie ich Schulmeister lerne auf die alte Mode	81
12. " Alleruja! Endlich	90
13. " Wie mir die Augen aufgethan werden	94
14. " Des Amtes Antritt	99
15. " Wie mir der Verstand gemacht wird	107
16. " Wie ich einen Pfarrer besuche	111
17. " Etwas vom Wesen und Treiben der Liebe, und wie es sich bei mir gestaltet . .	116
18. " Wie ich also sitzen blieb und zwar in der Klemme	123
19. " Wie ich mich in die zweite Klemme bringe	134
20. " Wie man hungrigen Vögeln Lätzchen stellt	142
21. " Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt	148
22. " Wie mir wieder Trost kommt ins ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen	153
23. " Wie nach dem Trost ich auch zu einer Schule komme	158
24. " Was ein Brief für Wirkung thut	165
25. " Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abschied nehme	170
26. " Wie ein Schulmeister wohlfeil zügelt	173
27. " Wie ich abermals einen Pfarrer besuche	177

Zweiter Teil.

	Seite
1. Kapitel. Der erste Winter im neuen Amte	189
2. " Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär	206
3. " Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird	214
4. " Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams	220
5. " Verhandlungen über die Hochzeit und wie uns die Leute in die Mäuler nehmen	224
6. " Wie ich mit Mädeli auf Reisen gehe	227
7. " Wie ich am Vorabend wichtiger Ereignisse stand	235
8. " Der Hochzeitstag	238
9. " Der Maienmorgen des Lebens	244
10. " Von Vaterfreuden und Vater Sorgen	253
11. " Wenn Not auch kommt, wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt	265
12. " Je gewaltiger die Not an uns geht, desto näher der Herr uns zur Seite steht . .	270
13. " Wie die Leute den lieben Gott kennen	280
14. " Ein Tod und eine Teitung	284
15. " Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Teitung	292
16. " Wie ich ohne Teitung zu einem Erbe komme	298
17. " Von den Leuten im allgemeinen und von einer weisen Frau insbesondere . . .	305
18. " Von schulmeisterlichen Finanzen	311
19. " Nun gar in solcher Not noch Visiten!	318
20. " Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme	332
21. " Wie ich zu merken anfange, daß ein neuer Pfarrer gekommen	340
22. " Wie man einen Junggesellen begraben thät und den Leuten die Mäuler aufgehen	343
23. " Wie eine Frau mit einem Mann thut, wenn er von einer Gräbb heimkömmt . .	350
24. " Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht	354
25. " Wie man in Ghtiwyl ein Schulhaus baut	369
26. " Wie der Pfarrer mir die Schule dokteren will	384
27. " Wie es mir geht, als auch ich die Schule dokteren will	398
28. " Wie endlich ein Anderer das Dokteren übernimmt	402
29. " Wie bei allem Dokteren die Schule verdokteret wird	414
30. " Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jaummer und sogar jedes Buch	423

Erschien zuerst 1838/39

